

INTERVIEW

Symbol für Europa

„Wir kommen mit dem Euro ganz gut zurecht“

RICHARD WIENS

Die SN sprachen mit Erich Kirchler, Wirtschaftspsychologe an der Uni Wien, über Vorteile des Euros und über Vorurteile gegen die gemeinsame europäische Währung.

SN: Wofür steht der Euro 10 Jahre nach Gründung der EZB und 6 Jahre nach der Bargeldeinführung?

Kirchler: Der Euro steht für eine Einheitswährung, aber er hat nach wie vor auch die Konnotation, ein „Teuro“ zu sein. Der kurze Schluss, der Euro wäre die Ursache für Verteuerungen, ist nach wie vor vorhanden. Trotz des beharrlichen Informierens darüber, dass die Inflation weiter gestiegen ist und sie bei jeder Währung gestiegen wäre.



Erich Kirchler

Bild: SN/SILVERI

SN: Warum hat sich der „Teuro“ so in den Köpfen festgesetzt?

Kirchler: Die gefühlte Inflation ist höher als die tatsächliche. Laut den objektiven Inflationsschätzungen war der Euro nicht die Ursache für die Preisanstiege. Da und dort wurde die Umstellung für Preiserhöhungen genutzt, es gibt Hinweise, dass es etwa im Gastgewerbe so war. Und diese wenigen Fälle werden sehr stark generalisiert.

SN: Wieso rechnen die Menschen immer noch in Schilling um?

Kirchler: Zum einen, weil bei gewissen Preissegmenten noch kein Gefühl für den Wert entstanden ist. Das trifft vor allem für teurere Güter zu. Zum anderen ist das so etwas wie eine sich selbst erfüllende Prophezeiung. Der Euro zwingt mich zum Umrechnen, also ist er lästig.

SN: Ist es eigentlich sinnvoll, noch umzurechnen?

Kirchler: Wir haben den Euro jetzt, daher macht es meiner Ansicht nach das Leben nicht unbedingt leichter, wenn man weiter in Schilling umrechnet.

SN: Der Schilling ist seit einigen Jahren Geschichte, aber noch immer in den Köpfen – wie lange?

Kirchler: Wenn Sie eine radikale Antwort wollen: Bis es nur mehr Personen gibt, die immer mit Euro bezahlt haben und auch nur in Euro entlohnt worden sind. Aber eigentlich kann man sagen, dass die Österreicher mit dem Euro ganz gut zurecht kommen.

SN: Sagt die Zufriedenheit mit dem Euro etwas über die Zustimmung zu Europa oder, besser, zur Europäischen Union aus?

Kirchler: Ich würde sagen, dass die Beurteilung des Euros großteils davon abhängt, ob man mit Europa einer Meinung ist oder ob man dagegen ist.

SN: Der Euro ist in dieser Hinsicht also schon ein Symbol für das gemeinsame Europa?

Kirchler: Ja, und zwar sowohl im Guten wie auch im Schlechten. Das zeigt sich daran, dass er danach beurteilt wird, wie man zu Europa steht, und nicht in erster Linie als Währung.

SN: Fehlt den Leuten der Schilling als Teil der nationalen Identität?

Kirchler: Der Schilling wurde schon assoziiert mit österreichischer Wirtschaftskraft und Stabilität. Die Währung stand für etwas, was das Land ausgezeichnet und einmalig gemacht hat, das war beim Schilling sicher der Fall. Ich glaube, dass die Umstellung dazu geführt hat, dass ein Großteil der Österreicher meinte, ein Symbol zu verlieren.

SN: Erkennen die Menschen auch die Vorteile einer gemeinsamen Währung?

Kirchler: Zunehmend mehr, vor allem jene, die viel reisen. Wir haben schon vergessen, wie mühsam es war, zur Bank zu gehen, um Geld zu wechseln, wenn man nach Deutschland oder in ein anderes Land gefahren ist. Das ist zur Selbstverständlichkeit geworden, an die man sich rasch gewöhnt hat.

SN: Und was verbinden Sie persönlich mit dem Euro?

Kirchler: Ich verbinde damit eine Reihe von Vorteilen, der Euro hat viele Erleichterungen mit sich gebracht. Und der Euro steht für einen größeren Zusammenhang und eine europäische Identität.



Der Eurotower, die Zentrale der EZB: Ende 2011 wird übersiedelt.

Bild: SN/AP

Der Euro und seine Hüterin

Die Europäische Zentralbank gibt es seit zehn Jahren. Das Ziel eines stabilen Euros hat sie souverän erreicht. Es gibt aber auch kritische Stimmen und ein wenig Selbstkritik.

FRANKFURT, WIEN (SN-wie). „Der Euro wird so stark wie die D-Mark sein.“ Das sagte der damalige deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl am 25. März 1998. Fünf Wochen später standen die ersten elf Teilnehmerländer an der Wirtschafts- und Währungsunion fest: Belgien, Deutschland, Finnland, Frankreich, Irland, Italien, Luxemburg, die Niederlande, Österreich, Portugal und Spanien. Am 1. 6. 1998 nahm die Europäische Zentralbank (EZB) ihre Arbeit auf. Ihr Mandat wurde – entsprechend der Tradition der Deutschen Bundesbank – eng definiert.

Das oberste Ziel der EZB ist die Sicherung der Preisstabilität in der Eurozone. Diesen Auftrag hat sie erfüllt. In den zehn Jahren ihres Bestehens betrug die Inflation in den Ländern der Eurozone 2,2 Prozent, im Jahrzehnt davor waren es 3,3 Prozent. Die strikte Befolgung ihres Auftrags brachte der EZB auch viel Kritik ein. Mehrere Politiker warfen

der Zentralbank vor, sie nehme keine Rücksicht auf das Wachstum. Auch in den vergangenen Monaten war die EZB mit Aufforderungen konfrontiert, die Zinsen zu senken. Die wiederkehrenden Angriffe prallen aber wirkungslos an EZB-Präsident Jean-Claude Trichet ab.

Die EZB muss sich auch vorwerfen lassen, dass sich der Euro als „Teuro“ erwiesen habe. Trichet hat das erst am Wochenende wieder zurückgewiesen. An den aktuellen hohen Preissteigerungen sei der Euro nicht schuld. Die größte Herausforderung bleibe, die Inflationsrate auf unter zwei Prozent zu drücken. Derzeit beträgt sie mehr als drei Prozent. Ex-EZB-Chefökonom Otmar Issing sagte kürzlich: „Wir alle haben die Dimension der ‚Teuro‘-Debatte unterschätzt. Zahlreiche Güter des täglichen Lebens wurden teurer, nehmen Sie die Brezel oder den Restaurantbesuch, das hat die Verbraucher jeden Tag verärgert.“

Helmut Kohl hat Recht behalten. Aktuell ist der Euro mit einem Kurs von rund 1,55 Dollar sogar härter als vielen in der exportierenden Wirtschaft lieb ist. Dennoch ist davon auszugehen, dass der EZB-Rat auch bei seiner nächsten Sitzung am kommenden Donnerstag die Leitzinsen im Euroland unverändert bei 4,0 Prozent belassen wird.



Jäger des verlorenen Wortschatzes

RICHARD WIENS

Einer unserer geschätzten Leser machte uns dieser Tage auf einen kürzlich in diesem Blatt erschienenen Artikel aufmerksam. Wir hätten über das „Milliardengrab der Banken“ geschrieben. Er würde gerne erfahren, wo dieses zu finden sei.

Nun sind wir in der Redaktion zwar ständig bemüht, unseren Lesern zu dienen, aber in dieser Sache müssen wir leider passen. Und selbst wenn wir es wüssten, dürften wir es nicht schreiben. Schließlich will man sich als Qualitätszeitung nicht vorwerfen lassen müssen, man hätte seine Leser möglicherweise zu ungesetzlichen Handlungen wie der Grabräuberei angestiftet. Wir können nur eins versprechen: Sollten wir es noch finden, wird der Verlag eine Leserreise dorthin organisieren.

Der Hinweis unseres Lesers ist aber ein willkommener Anlass, jene Sprache ein wenig unter die Lupe zu nehmen, die sich in der Wirtschaftsberichterstattung eingebürgert hat. Wir müssen daher auch alle enttäuschen, die sich auf die Suche nach **hundertern versenkten Millionen** begeben wollen, von denen ständig zu lesen ist. Vergessen Sie's, dieser Tauchgang lohnt nicht. Sie werden sie nicht finden, es gibt sie nicht.

Es handelt sich dabei, wie übrigens auch beim **Milliardengrab**, zum größten Teil nur um **Buchverluste**. Stark vereinfacht bedeutet das: Das Geld war vorher nicht da, es ist jetzt auch nicht mehr da. Das Unternehmen hat sich reich gerechnet und ist jetzt ärmer geworden, allerdings nur auf dem Papier.

Ganz ähnlich verhält es sich mit **Abschreibungen** und mit **Wertberichtigungen**. Unter diesem Titel werden Fehler berichtigt, die beim Bewerten gemacht wurden. Wie groß oder klein der Wert und damit der Verlust tatsächlich ist, weiß niemand, macht auch keinen Unterschied. Der Titel „Enorm hohe Buchverluste“ ist daher allenfalls für eine Geschichte über die dezimierten Bestände der Österreichischen Nationalbibliothek zu empfehlen.

Ab und an kann man auch vom „**Blutbad an den Börsen**“ lesen. Die nicht so abgebrühten Leser der Wirtschaftsseiten sollen deshalb nicht erschrecken. Es ist nichts weiter passiert, als dass die Aktienkurse stark abgerutscht sind und dass der verantwortliche Redakteur beim Schreiben zu wenig Blut im Kopf hatte. Das führt uns zum Begriff **schwarze Null**. Dabei handelt es sich um einen beschönigenden Ausdruck für das peinliche Eingeständnis, dass das betroffene Unternehmen nicht einmal einen klitzekleinen Gewinn erzielt hat. Könnte auch als Bezeichnung für alle Redakteure stehen, die sprachlich daneben greifen. Wir geloben Besserung.

blogs.salzburg.com/sollundhaben

IM ZEITRAFFER

Der Weg zum Euro und zur Europäischen Zentralbank

Die erste Stufe der Wirtschafts- und Währungsunion trat am 1. Juli 1990 in Kraft. Damals wurde der freie Kapitalverkehr umgesetzt. 1991 beschlossen die Staats- und Regierungschefs, dass die Währungsunion bis spätestens 1999 vollendet sein sollte. Die Verträge von Maastricht wurden am 1. November 1993 wirksam. Am 1. Jänner 1994 nahm das Europäische Währungsinstitut als Vorläufer der Europäischen Zentralbank seine Arbeit auf. Am 1. Mai 1998 wurden die elf ersten Teilnehmerländer bestimmt, darunter auch Österreich. Am 1. Juni startete die EZB. Die Wechselkurse zum Euro wurden am 1. Jänner 1999 unwiderruflich fixiert. Für einen Euro wurden 13,7603 Schilling festgelegt. Anfang 2001 trat Griechenland als 12. Mitglied bei. Anfang 2002 wurde der Euro gesetzliches Zahlungsmittel. **wie**

~~VIELLEICHT ALLES NEU~~
UND DOCH VERTRAUT.

Dass die BA-CA Leasing ab sofort UniCredit Leasing heißt, und damit den Namen der größten Leasing-Gruppe Europas annimmt, ist für Sie als Kunde auch schon das einzig Neue. Denn sonst bleibt alles so vertraut wie bisher: Ihr persönlicher Ansprechpartner, die individuelle Beratung und unser maßgeschneidertes Leasingangebot. Mehr darüber erfahren Sie auf www.unicreditleasing.at

Let's start. UniCredit
Leasing